

Kirsten Adamzik

# Textlinguistik<sup>1</sup>

## 1. Übersicht

Die deutsche Textlinguistik versteht sich selbst in der Regel als einen Forschungszweig, der sich ab den 1960er Jahren entwickelt hat. Sie weist von Anfang an zwei Ausrichtungen auf: Die eine ist eher an Sprachebenen orientiert – Textlinguistik als über den Satz hinausgehende, daher ‚transphrastische‘ Subdisziplin. Die andere versteht sich als Gegenkonzept zur Systemlinguistik. Sie folgt dem Slogan: ‚Sprache existiert nur in Texten‘ und betrachtet die Untersuchung der Sprachverwendung als ihre Aufgabe. Satzförmigkeit und Länge gelten ihr nicht als Bedingungen für Texthaftigkeit (vgl. *Feuer, Betreten verboten*).

Mit der sog. pragmatischen Wende wurde die Textlinguistik im Sinne der zweiten Ausrichtung in den 1970er Jahren gewissermaßen ein weiteres Mal aus der Taufe gehoben. Dabei stand die Sprechakttheorie Pate, die bis heute in diesem Zweig sehr einflussreich ist und als Kernfrage die Klassifikation von Textsorten unter kommunikativ-funktionalem Aspekt bestimmt. Sie erklärte sich selbst zur zweiten, pragmatischen, Phase der Textlinguistik, der dann noch ein kognitives, kulturelles und (multi)mediales ‚Paradigma‘ folgten. Hinzu kommt eine sozialwissenschaftlich orientierte Ausrichtung, die in vielen Arbeiten eine mehr oder weniger große Rolle spielt (ausgeprägt etwa bei Heinemann/Heinemann 2002 und Habscheid 2009), aber bislang m.W. noch nicht als Paradigma propagiert oder rekonstruiert wurde.

Die in Deutschland einflussreichste und inzwischen in 8. Auflage vorliegende Einführung in das Themengebiet von Klaus Brinker (vgl. <sup>1</sup>1985; Brinker et al. 2014) spricht sich für einen Ansatz aus, der (zumindest) die transphrastische und die kommunikativ-funktionale Betrachtung integriert und ferner (gegen Vertreter einer theorielastigen Textsortentypologie) für die Berücksichtigung der Perspektive der Sprachteilhaber und ihres umfangreichen Inventars von Ethno-Kategorien plädiert. In der DDR war einerseits die Tradition der sowjetischen Tätigkeitstheorie, andererseits die der Funktionalstilistik wichtiger. Die erste wurde durch die Einführung von Wolfgang Heinemann und Dieter Viehweger (1991) breiter bekannt, die dialogische Kommunikation einbeziehen und sprechaktübergreifende Zusammenhänge (globale Strategien) betonen. Ulla Fix (vgl. u.a. Fix et al. 2001) greift die in Osteuropa sehr einflussreiche Funktionalstilistik auf, vertritt aber insgesamt einen vielseitig interdisziplinär geprägten Ansatz, für den nicht zuletzt die Arbeit mit literarischen Texten eine Selbstverständlichkeit darstellt, während die ‚kommunikative Richtung‘ Gebrauchstexte ganz in den Vordergrund stellt.

Die Ergebnisse der Forschung im 20. Jahrhundert bereitet Band 16 der Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft (HSK) auf, an dem Brinker und Heinemann als

---

<sup>1</sup> Die Darstellung beschränkt sich auf den deutschen Sprachraum (mit den relevanten Einflüssen aus anderssprachigen Traditionen). Denn hier bildet die (Identität der) Textlinguistik einen besonderen Diskursgegenstand, während die Abgrenzung verschiedener Subdisziplinen anderswo weniger bedeutsam scheint.

Mitherausgeber zusammengearbeitet haben (vgl. Brinker et al. 2000/01). In ihm spielen literarische Texte fast keine Rolle; diese Traditionslinie ist dagegen in HSK 31 (vgl. Fix et al. 2008/09) zentral. HSK 16 zeichnet sich ferner dadurch aus, dass es das Gesamtfeld in zwei Teilbereiche untergliedert, denen jeweils ein Halbband gewidmet ist, nämlich Text- und Gesprächslinguistik. Damit wird die umstrittene Frage, ob *Text* ein Oberbegriff ist, der Gespräche als dialogische Texte umfasst, oder aber beide Bereiche als nebeneinanderstehend begriffen werden, in dieser Publikation im Sinne Brinkers entschieden. Heinemann/Viehweger (1991: 90) hatten dagegen die Trennung für „gegenstandslos“ erklärt, und bei dieser Position bleiben auch Heinemann/Heinemann (2002).

Um die Jahrhundertwende konnte diese integrative Vorgehensweise als einigermaßen konsensuell gelten; es breitete sich aber eine gewisse Skepsis aus, ob die Textlinguistik auch zukunftsfruchtig sei und sich gegenüber diversen neuen Trends behaupten könne (vgl. v.a. die Einleitung von Antos/Tietz 1997). Gut 20 Jahre nach dieser kritischen Selbstbefragung lässt sich Folgendes feststellen: Das 21. Jahrhundert ist tatsächlich gekennzeichnet durch eine Diversifizierung von Forschungsansätzen, die man auch als Zersplitterung von Disziplinen begreifen kann.

Für die Textlinguistik gilt das in ganz besonderer Weise: In der Variante als Linguistik des Sprachgebrauchs bestimmt sie ihren Gegenstandsbereich denkbar weit. Mit der ‚pragmatischen Wende‘ verengte sich die Bedeutung von *Pragmatik* hier jedoch zunehmend auf die Lesart ‚im Sinne der Sprechakttheorie‘. Dem entspricht eine Reduktion auf Funktionalität entsprechend der Intention des Senders und auf etablierte Konventionen. Der universalistische Ansatz klammert den jeweiligen kulturell-historisch-sozialen Kontext gerade aus und unterstellt die Übereinstimmung der Perspektiven von Sprecher und Hörer als Normalfall, und zwar gegen alle Gewissheiten der lebensweltlichen Erfahrung: Für den Alltagsverstand sind Grenzen des gegenseitigen Verstehens (auch Grenzen des Interesses daran) ebenso selbstverständlich wie möglicher Mangel an Kooperativität, andererseits aber auch Funktionen sprachlicher Äußerungen, die zweckrationales Handeln transzendieren. So gesehen kann die ‚pragmatische Wende‘ als Danaergeschenk betrachtet werden. Hatten die Grenzen dieser Ausrichtung schon zu „substantiellen pragmatischen Neuorientierungen der 80er und frühen 90er Jahre [... geführt], die mit der Überwindung einer unfruchtbaren Topik des Paradigmenwechsels aus den 70er Jahren zusammenfallen“ (Feilke 2000: 76), so verstärkte der Innovationsdruck im Zuge der Hochschulreformen noch die Tendenz zur jeweils möglichst deutlichen Abgrenzung von Forschungsansätzen gegeneinander.

Für die Textlinguistik haben diese Entwicklungen zur Ausbildung von zwei Extrempositionen geführt: Die eine fasst alle Untersuchungsfelder, die irgendwelche Texte betreffen, also auch Medien-, Fachsprachen-, Wirtschaftslinguistik usw., als textlinguistisches (oder wenigstens die Textlinguistik angehendes) Unternehmen auf, so dass diese „den Charakter eines großen Dachs [gewinnt], unter dem sich eine Reihe von Spezialgebieten versammeln lässt“ (Adamzik 2016: 1f.). Das entspricht der Auffassung, die Textlinguistik als Untersuchung des Sprachgebrauchs schlechthin betrachtet. In diese Richtung geht Fix' Vorstellung von der Textlinguistik als einer fundamental interdisziplinär orientierten „Querschnittswissenschaft [...], die mehreren Disziplinen Grundlagenwissen liefert, [...] indem sie eine allgemeine Terminologie und Methoden für die Auseinandersetzung mit Texten liefert“ (Fix 2009: 82).

Der Gegenpol zu dieser Auffassung (vgl. z.B. Wildgen 2010: 4) reduziert Textlinguistik auf das, was ihren Gegenstand in der ersten Phase ausgemacht haben soll: Sie fällt dann mit Textgrammatik zusammen, die nach den Regeln sucht, entsprechend denen aufeinanderfolgende Sätze zu Texten verknüpft werden. In diesem Fall geht es fast ausschließlich um Kohäsionsmittel (vgl. HSK 16: Kap. V), d.h. einerseits um Nominalgruppen, insofern sie geeignet sind, einen Redegegenstand einzuführen (Prototyp:

mit unbestimmtem Artikel) oder wiederaufzunehmen (Prototyp: Pronomen), andererseits um Konnektoren (Prototyp: Konjunktion).

Diese Arbeiten haben zu der Einsicht geführt, dass es keine sprachlichen Mittel gibt, die notwendigerweise eingesetzt werden müssen, damit ein sprachliches Gebilde als inhaltlich kohärentes Ganzes verstanden werden kann, und dass ihr Einsatz auch nicht hinreicht, um Kohärenz zu gewährleisten – die Suche ist also gescheitert. Das hat dazu geführt, dass die im ‚kognitivistischen Paradigma‘ betonte konstruktive Leistung der Rezipienten mittlerweile (wieder) als ebenso selbstverständlich unterstellt wird wie die gleichwohl große Bedeutung der Kohäsionsmittel. Auch der pragmalinguistische Grundsatz, dass Gespräche und Texte als Formen menschlichen Handelns zu begreifen sind, und die Annahme, dass Interaktionen situativ verankert und in ihrem historisch-sozial-kulturellen Kontext zu verorten sind, dürfen als konsensuell betrachtet werden. Schließlich besteht inzwischen Einigkeit darüber, dass Textsorten als prototypisch strukturierte Kategorien zu betrachten sind. Damit haben die heftigen Kontroversen aus der Frühzeit der Textlinguistik, die sich daran entzündeten, wie man zu einer linguistisch fundierten Definition von Text und einer eben solchen Typologie von Textsorten gelangen könnte, ihre Aktualität verloren (vgl. Adamzik 2016: Kap. 2.1.). Die Kehrseite der Überwindung früherer Streitigkeiten besteht darin, dass die Textlinguistik kein klares Profil ausgebildet hat, sondern in verschiedensten Ausprägungen auftritt.

So gegensätzlich nun die beiden hier als grundlegend verstandenen Ausrichtungen der Textlinguistik auch sind, sie haben doch etwas gemeinsam, genauer gesagt: sie weisen denselben Mangel auf, sind nämlich beide meist stark entfernt von der ‚normalen‘ Linguistik, den Kerngebieten dieser Disziplin. Für die Transphrastik versteht sich das von selbst, insofern sie nur einen extrem kleinen Ausschnitt der Sprachmittel berücksichtigt. Aber auch weniger reduktionistische Ansätze und gerade diejenigen, die echte Bindestrich-Disziplinen darstellen (Internet-, Rechtslinguistik, medizinische, Firmenkommunikation usw.; s. Kap. IV. dieses Handbuchs), rücken die Analyse der sprachlichen Form eher in den Hintergrund und betreiben Textlinguistik als eine Art ‚Alternativ-Linguistik‘ (etwa gegenüber der Grammatik)“ (Antos/Tietz 1997: VIII; vgl. auch Adamzik 2016: 352).

Diese Entwicklung hat Fix im Jahr 2009 dazu geführt, die Berücksichtigung von Gestaltqualität/Textstil als wesentliches Textmerkmal einzufordern (vgl. Fix 2009: 13). Tatsächlich haben die ursprünglich als ‚textintern‘ bezeichneten Merkmale im Laufe der Zeit an Aufmerksamkeit eingebüßt. Das ist insofern verständlich, als die Untersuchung lediglich von koreferenziellen Nominalgruppen und Konnektoren, also den klassischen Kohäsionsmitteln, zwar die Texthaftigkeit eines sprachlichen Gebildes aufweisen kann, für eine genauere Charakterisierung jedoch unzulänglich bleibt. Es kommt vielmehr darauf an, die Gesamtheit der Ausdrucksmittel zu berücksichtigen, da für die Spezifik eines Textes alle relevant sein können. „Denn was immer als geeignete Kategorie für die Sprachbeschreibung entwickelt wurde, ist letzten Endes aus Texten abstrahiert und kann auch nur in Texten zum Einsatz kommen“ (Adamzik 2016: 248).

Das entspricht ganz der Auslegung ‚Textlinguistik als Linguistik des Sprachgebrauchs‘; diese setzt im Prinzip die Kenntnis der Möglichkeiten des Systems voraus und geht der Frage nach, wie diese Möglichkeiten in bestimmten (Gruppen von) Texten genutzt werden und mit welchen außersprachlichen Faktoren sie korrelieren. Wegen der großen Menge möglicher Fragestellungen ist für konkrete Untersuchungen immer eine auf das jeweilige Material abgestimmte Auswahl zu treffen. Praktisch empfiehlt sich der Vergleich von thematisch relativ eng miteinander zusammenhängenden Texten, da dort vorkommende Varianten für ‚dieselben Inhalte‘ relevante Faktoren leichter erkennen lassen. Der besonders in Arbeiten aus dem 20. Jahrhundert beliebte Vergleich von Textsorten mittels Auszählung von

Eigenschaften, die sich für Texte aller Art bestimmen lassen (Satzlänge, Anteil von Wortarten, Passiv, Tempora usw.), an einem thematisch nicht kontrollierten Textkorpus, führt dagegen nur selten zu aufschlussreichen Ergebnissen, da charakteristische inhaltliche Differenzen (insbesondere lexikalische und satzsemantische; zu letzteren vgl. v. Polenz 1988) so gar nicht aufgefunden werden können.

Ein Vorgehen, das die sprachlichen Merkmale fokussiert, steht allerdings vor dem Problem, dass auch in den ‚kernlinguistischen‘ Disziplinen, speziell der Grammatik, der Innovationsimperativ das Bemühen um eine Konsolidierung der Terminologie und Methodik dominiert, so dass man sich nicht selten einer verwirrenden Vielfalt von Kategorienausprägungen und -definitionen gegenüber sieht. Dies geht teilweise bis hin zu einer Erosion des gemeinsamen Wissensbestands. Bei der Frage, was Kohäsionsmittel sind, reicht das Spektrum z.B. von ‚grammatischen Zeichen‘ über ‚grammatische Zeichen und bedeutungsverwandte Substantive‘ bis hin zu der Auffassung, dass ‚alle sprachlichen Mittel‘ zur Kohäsion beitragen (vgl. Adamzik 2016: Kap. 7.1.). „Das Ausmaß der Divergenzen kommt am deutlichsten zum Ausdruck darin, dass manche (die meisten) die Pronomina *er*, *sie*, *es* für das Beispiel par excellence der grammatischen Kohäsionsmittel halten, diese sich mitunter aber auch dem lexikalischen Bereich oder überhaupt der Kohärenz zugerechnet finden“ (ebd.: 251).

Unter diesen Umständen ist es illusorisch, sich um eine vereinheitlichte Terminologie zu bemühen. Die zweitbeste Möglichkeit besteht darin, sich eine Übersicht über die wesentlichen Kategorien zu verschaffen und die entsprechenden Konkretisierungsvorschläge miteinander zu vergleichen, so dass die verschiedenen Ansätze wenigstens aufeinander abbildbar bleiben. Diesem Prinzip folgt die Darstellung in Adamzik (2016), die sich ferner darum bemüht, relevante Kontroversen auszumachen und zu diskutieren.

## **2. Von Textmerkmalen über Textualitätskriterien zu Beschreibungsdimensionen**

In der frühen Textlinguistik (vgl. Dressler 1972) stand die Frage nach einer wissenschaftlichen Ansprüchen genügenden Definition von *Text* ganz im Vordergrund (so z.B. bei Harweg 1968). Ferner sah man in der Typologisierung von Texten eine Hauptaufgabe (vgl. z.B. Gülich/Raible 1972; Isenberg 1978). Für beide Zwecke müssen zunächst relevante Eigenschaften der zu definierenden Größe bestimmt werden. Unterschieden wurden von Anfang an interne (sprachliche) und externe (außersprachliche) Merkmale. Die erste Kontroverse betraf die Frage, ob man *Text* nur über interne und sogar grammatische Merkmale definieren kann (z.B. als eine wohlgeformte Folge wohlgeformter Sätze) oder auch andere Kriterien einbeziehen muss. Dabei arbeitete man zunächst mit der Themenbehandlung, v.a. narrativ vs. deskriptiv vs. argumentativ (vgl. bes. Werlich 1975 und HSK 16: Art. 35–39). Später rückte die Textfunktion ins Zentrum, und zwar meist ausgehend von der Sprechaktklassifikation Searles (vgl. bes. Rolf 1993 und HSK 16: Art. 40–41). Da man zu dieser Zeit meist noch einem weiten Textbegriff folgte, waren als zusätzliche Faktoren schon früher (z.B. Sandig 1972; vgl. HSK 16: Art. 26) situative Merkmale hervorgehoben worden: Neben der zentralen Unterscheidung ‚gesprochen vs. geschrieben‘ ging es um örtliche und zeitliche Kopräsenz, die Bedeutung nonverbaler Mittel, Anzahl und Bekanntheit der Beteiligten, die Beziehung zwischen ihnen usw. Insgesamt führt dies zu einer Grobeinteilung in vier Merkmalgruppen (Abb. 1).

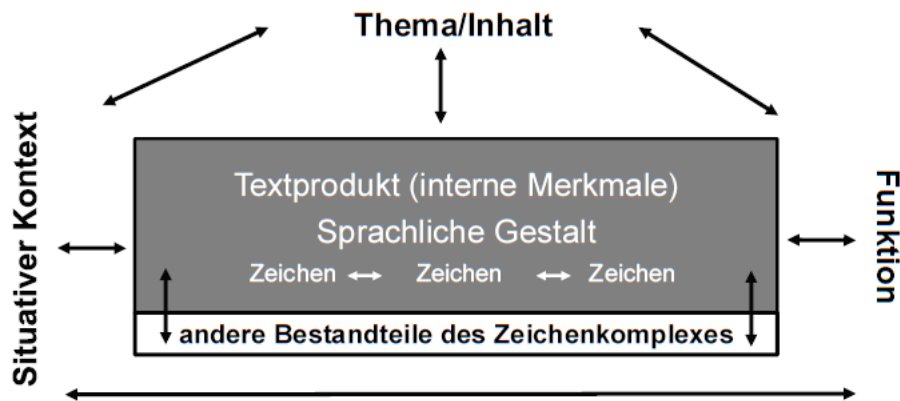


Abb. 1: Ein Raster für Dimensionen der Textbeschreibung (Adamzik 2016: 112)

Diese Grobeinteilung ist relativ verbreitet, wenngleich es natürlich auch (teilweise deutlich) umfangreichere Listen gibt. Besonders häufig genannt wird der Katalog von Robert-Alain de Beaugrande und Wolfgang Ulrich Dressler (1981). Sie formulieren sieben ‚Kriterien der Textualität‘ und haben dabei zugleich die Rede von ‚Nicht-Texten‘ in Umlauf gebracht: „Wenn irgendeines dieser Kriterien als nicht erfüllt betrachtet wird, so gilt der Text nicht als kommunikativ. Daher werden nicht-kommunikative Texte als Nicht-Texte behandelt“ (ebd.: 3). Die Vorstellung von *Textualitätskriterien*, also Merkmalen, die ein Gebilde notwendigerweise aufweisen muss, um als Text gelten zu können, wurde sehr bald als unangemessen zurückgewiesen und de Beaugrande selbst hat die entsprechende Deutung später zu einem Missverständnis erklärt (vgl. Adamzik 2016: 100f.) Dennoch ist diese eigentlich längst nicht mehr aktuelle Debatte auch in gegenwärtigen Arbeiten noch sehr präsent.

Viel wichtiger als die Zahl der Merkmalgruppen ist es, sie in einem zweiten Schritt weiter auszudifferenzieren. Sie beruhen nämlich auf eher unsystematischen Aufzählungen und ihr Zweck besteht darin, eine gewisse Ordnung in die tatsächliche Unmenge der Merkmale zu bringen, die bei Text(gruppen) eine Rolle spielen (können); deswegen ist es sinnvoll, bei einer möglichst überschaubaren Anzahl zu bleiben. Das zeigt sich besonders gut im Vergleich zu dem frühen Versuch von Barbara Sandig (1972), Textsorten über Merkmalbündel gegeneinander abzugrenzen. Sie arbeitet mit immerhin 20 (eher unbefriedigend angeordneten) Merkmalen und liefert damit eine Liste, die v.a. eines deutlich macht: dass man sie nämlich bis ins nahezu Unendliche verlängern könnte. (Grob-)Gliederungen, die anschließen an die Systematisierungsansätze aus den verschiedenen linguistischen Teil- und relevanten Nachbardisziplinen (Grammatik, Lexikologie usw. bzw. Sozialwissenschaften, Handlungstheorie, Anthropologie usw.), erleichtern demgegenüber nicht nur eine gewisse Übersicht, sondern bewahren auch eher davor, wesentliche Kategorien zu übersehen oder das Rad wieder neu zu erfinden. Was die sieben Kriterien von de Beaugrande/Dressler angeht, so lassen sich sechs davon sehr gut auf das Vierer-Schema abbilden (Abb. 2).

elementar	Dressler 1972	Brinker 1985	Semiotik	Heinemann 2000	de Beaugrande/ Dressler 1981
textintern	Textgrammatik (inkl.) -semantik -thematik	Textstruktur grammatisch  thematisch	Syntax	formal- grammatisch	Kohäsion
			Semantik	inhaltlich- thematisch	Kohärenz Informativität
textextern	Textpragmatik	Textfunktion	Pragmatik	funktional	Intentionalität Akzeptabilität
				situativ	Situationalität
					Intertextualität

Abb. 2: Kataloge von Beschreibungsdimensionen

Lediglich Intertextualität, die Frage also, wie Texte und Textsorten mit anderen zusammenhängen, kann als Beschreibungsdimension identifiziert werden, die im Vierer-Katalog keine Rolle spielt. Allerdings beschränken sich de Beaugrande/Dressler dabei weitgehend auf die Relation Text – Textsorte. Das Konzept der Textsorte hat in allen Ansätzen schon immer eine Rolle gespielt, wurde aber zunächst nicht unter das Stichwort

Intertextualität gefasst – ob dies überhaupt sinnvoll ist, ist bis heute umstritten. Mittlerweile geht es bei Intertextualität (zusätzlich) einerseits um die traditionell in der Literaturwissenschaft untersuchten Beziehungen, die erst relativ spät in der Textlinguistik Berücksichtigung fanden (vgl. HSK 16: Art. 43), andererseits um Vernetzungen zwischen verschiedenen Textsorten (dazu weiter in Abschnitt 4).

Zu den Anforderungen an eine Typologie, die wissenschaftlichen Standards genügt, wurde gezählt, dass die Elemente nach einem einheitlichen Kriterium einem von einer überschaubaren Menge von Typen zuzuweisen sind. Damit stellte sich die Frage, welche Merkmalgruppe dafür (auf der obersten Ebene) geeignet ist. Kontroversen zwischen Positionen, die sich für die eine oder andere Lösung aussprachen, konnten aber bald überwunden werden, da sich alle der Einsicht öffneten, dass – wenn nicht für die Typologisierung, so doch für die Text(sorten)beschreibung – Merkmale aller Dimensionen (potenziell) wichtig sind. Diese lassen sich dann auch in eine Hierarchie einbringen: Funktionstypen werden in Situations-, diese dann in Thementypen subklassifiziert usw. – oder auch in anderer Reihenfolge (vgl. so insbesondere Heinemann/Heinemann 2002: 143); daher spricht man hier (seit Heinemann/Viehweger 1991: 142ff.) von einer „Mehrebenen-Klassifikation“.

Da die Dimensionen selbst teilweise eine sehr große Menge von Subkategorien umfassen und diese auch miteinander korrelieren, ist es prinzipiell nicht möglich, in einer empirischen Analyse alle Aspekte zu berücksichtigen. Es fragt sich nun, ob die Kohäsionsmittel, also diejenigen Merkmale, die man als für die Textlinguistik spezifische Analysekategorien präsentiert, besondere Aufmerksamkeit verdienen. Solche finden sich zwar tatsächlich in allen ‚gewöhnlichen Texten‘ (d.h. in Fließtexten, nicht aber z.B. in Kurztexten auf Schildern oder in Listen) – genau deswegen ist aber ihr Aufweis in einem gegebenen Fall auch wenig spektakulär. Er ist auch nur in Ausnahmefällen nötig, um die Kohärenz zu erschließen; diese wird vielmehr als Default-Wert vorausgesetzt. Ähnlich wie die Konversationsmaximen besonders dann Relevanz erlangen, wenn ein Verstoß vorliegt oder vorzuliegen scheint, ist die aufmerksame Rekonstruktion potenzieller Bezüge zwischen Referenten v.a. dann nützlich, wenn die Kohärenzherstellung Schwierigkeiten bereitet. Kohärenz ist also wie Kooperativität

als regulative Idee zu verstehen, nicht als prototypisches oder gar notwendiges Merkmal realer Interaktionen.

Nun gibt es Texte und Gruppen von Texten, für die es charakteristisch ist, dass die Bezugsgrößen von Proformen nur schwer rekonstruierbar sind. Dann gilt es herauszufinden, woran das liegt oder liegen könnte, d.h. das Ergebnis interpretierbar zu machen, indem man es mit bestimmten außersprachlichen Faktoren zu korrelieren sucht: Ist es einfach ein schlechter, schwer verständlicher Text, sei es von einem Schreibanfänger, sei es von einem Experten, der (zu) viel Vorwissen voraussetzt? Oder ist es eine absichtlich eingesetzte Strategie, um verschiedene Lesarten offen zu halten oder z.B. eine Pointe vorzubereiten?

Auch andere Kohäsionsmittel, genauer gesagt: spezifische Auswahlen oder Realisierungsarten, eignen sich zur Charakterisierung von einzelnen (Teil-)Texten oder auch Textsorten. So korrelieren semantische Untergruppen von Konjunktion mit Typen der Themenbehandlung (z.B. temporale mit Narration, kausale mit Argumentation). Die semantischen Relationen zwischen Propositionen kann man aber auch mit Inhaltswörtern (z.B. *verursachen*, *bedingen*) oder nonverbalen (z.B. ikonischen oder logischen) Zeichen zum Ausdruck bringen; dies käme gar nicht in den Blick, wenn man sich von Vornherein auf die Untersuchung grammatischer Zeichen beschränkte (vgl. Adamzik 2016: 261f.).

Ferner ist zu berücksichtigen, dass die detaillierte Untersuchung von Sprachmitteln in aufeinander folgenden Sätzen aus rein praktischen Gründen nur bei relativ kurzen Texten oder Textausschnitten überhaupt möglich ist, bei monografischen Sachtexten, Romanen oder auch nur Novellen aber nicht infrage kommt. Hier muss man die Perspektive umkehren, d.h. nicht danach fragen, wie elementare Bestandteile miteinander verkettet sind, sondern aus welchen (in sich komplexen) Bestandteilen sich die Ganzheiten zusammensetzen.

Es hängt also vom gewählten Material und/oder der jeweiligen Fragestellung ab, welche Kategorien aus welchen Dimensionen besonders aufschlussreiche Befunde erbringen. Die gleichfalls große Vielfalt an außersprachlichen Aspekten sei an der Dimension des situativen Kontextes konkretisiert. Sie umfasst u.a. Kommunikationsbereiche (Alltag, Wissenschaft, Presse usw.), Produzenten- und Rezipienten(gruppen) mit ihren verschiedenen Eigenschaften und Rollen, Ort (inkl. der Typen von Zeichenträgern und der kommunikativen Reichweite eines Textprodukts), Zeit (inkl. der Dauerhaftigkeit bzw. Geltungsdauer des Produkts), ferner die verwendeten Medien.

### 3. Medialität

Medium ist eine besonders problematische Kategorie, nicht zuletzt, weil der Ausdruck in einer Vielzahl von Lesarten gebraucht wird (vgl. Habscheid 2009: 96; Adamzik 2016: Kap. 2.5.). Aber selbst wenn es um dieselbe geht, findet man durchgehend kontroverse Positionen: Anfangs wurde mit einer gewissen Emphase und in gewollter Abgrenzung zum Alltagssprachlichen Gebrauch ein Verständnis von *Text* als spezifisch linguistisch propagiert, für das es keine Rolle spielt, auf welchem ‚Kanal‘ eine Botschaft übermittelt wird bzw. wie sie wahrgenommen werden kann (auditiv oder visuell). Gesprochenes wurde also unter den Textbegriff subsumiert und auch die grammatische Ausgestaltung und Länge (‚eine Folge von Sätzen‘) sollte keine Rolle spielen. Derzeit ist man von dieser weiten Auslegung, nach der jedwede sprachliche Äußerung als *Text* bezeichnet wird, wieder relativ weit entfernt und es stehen sehr unterschiedliche Auffassungen nebeneinander.

Es ist nicht zuletzt auf den breiten Ausbau der Gesprächsanalyse zurückzuführen, dass sich das Kriterium der Medialität von ‚Kanal, Wahrnehmungsorgan‘ auf die Lesart

‚Kommunikationsform‘ verschob. Dafür ist charakteristisch die grundlegende Unterscheidung zwischen ‚mündlich konstituierten‘ Gesprächen und ‚schriftkonstituierten‘ Texten. Für letztere gilt: „Produktion und Rezeption sind nicht interaktiv-gleichzeitig, sondern zeitlich und räumlich versetzt“ (Brinker et al. 2000: XVII).

Bei fehlender zeitlich-räumlicher Kopräsenz bedarf es eines Hilfsmittels zur Fixierung und zum ‚Transport‘ von sprachlichen Botschaften. Wenn dies nicht ein Bote ist, der die Mitteilung in seinem Kopf speichert, müssen technische Hilfsmittel, zuallererst die Schrift, herangezogen werden. Dafür steht eine weitere Lesart von *Medium*, die den Begriff auf ‚technische Hilfsmittel‘ eingrenzt. Sie ist zwar nicht identisch mit der geläufigsten gemeinsprachlichen Lesart von *Medien* (Zeitungsverlage, Sender usw.), die auch in *Mediengesellschaft* gemeint ist, passt aber doch besonders gut dazu und wird von vielen auch angesichts der Diversifizierungen im digitalen Bereich bevorzugt.

Damit ist die Annahme verbunden, die Face-to-Face-Interaktion sei nicht auf Medien angewiesen. Verbreiteter ist es allerdings derzeit, den technischen ‚natürliche‘ Medien an die Seite zu stellen (Schall als Übertragungsmedium und den menschlichen Körper mit seinen Sprechwerkzeugen und Wahrnehmungsorganen als Produktions- und Rezeptions-, Apparat‘). Bei Face-to-Face-Interaktion kommen allerdings nicht nur die Sprechwerkzeuge und das Gehör zum Einsatz, vielmehr ist diese Kommunikationsform grundlegend multimedial: Es werden alle Wahrnehmungsorgane angesprochen, und es ist nicht nur Sprache im Spiel.

Das führt auf eine weitere Lesart von *Medium*, nämlich ‚Kode/Zeichensystem‘. Damit sind die weitreichendsten Kontroversen verbunden, betrifft dieses Kriterium doch auch die Frage, welche Bedeutung ‚Sprachlichkeit‘ für den Textbegriff hat. Bei einem weiten Textbegriff spielt dieses Kriterium keine Rolle. Dabei lassen sich zwei Ausprägungen unterscheiden: Entweder wird *Text* im Sinne von ‚semiotisches Objekt‘ bzw. ‚(komplexes) Zeichen‘ gebraucht oder von ‚kommunikative Interaktion‘; für das dabei entstehende Produkt bietet sich der Ausdruck *Kommunikat* an. Einem engen Verständnis von *Text* entspricht dagegen die Lesart ‚sprachliche Äußerung‘. Damit wird nicht unterstellt, dass nonverbale Elemente in linguistischen Untersuchungen keine Rolle spielen (sollten), wohl aber, dass Zeichen(komplexe) ohne jeden sprachlichen Anteil für *sprachwissenschaftliche* Fragestellungen ein Randphänomen darstellen. Hier können nämlich Linguisten ihre spezifische Expertise gar nicht einbringen.

Diese Begriffsdifferenzierung ist nicht als Rückkehr zu der alten Streitfrage zu verstehen, welche Textdefinition wissenschaftlichen Ansprüchen genügt, oder auch nur, welche vorzuziehen ist. Es geht lediglich um unterschiedliche Möglichkeiten, einen Oberbegriff zu bestimmen, die nicht mit normativem Anspruch formuliert werden (sollten), sondern in metakommunikativen Zusammenhängen als Elemente von Festsetzungsdefinitionen.

Gleichwohl knüpfen sich an diese Lesarten aktuell weitreichende sprachtheoretische Kontroversen. Sie betreffen v.a. die Frage, ob Sprache selbst überhaupt als Medium betrachtet werden soll, ob sie einen ‚Kode‘ unter anderen darstellt (also neben Verkehrsschildern, Gesten, Smileys usw. steht) oder aber, mit Ludwig Jäger (2000: 10) gesprochen, „gleichsam als letztes meta-mediales Bezugssystem symbolischer und nichtsprachlicher Medien“ zu gelten hat. Je nach der gewählten Perspektive ergibt sich eine unterschiedliche Gewichtung von Sprachlichkeit:

Wie schon in Abschnitt 1 erwähnt, lässt sich ein Rückgang des Interesses an den sprachlichen Merkmalen konstatieren, mit dem eine stark gewachsene Aufmerksamkeit für nonverbale Elemente korrespondiert; dabei spricht man oft von einem ‚semiotisch erweiterten Textbegriff‘. Den gab es zwar auch schon in der Frühzeit der Textlinguistik, die digitalen Medien haben die Forderung danach aber wieder neu aufleben und unvergleichlich



nachdrücklicher werden lassen. Für viele sollte dabei visuell Wahrnehmbares ganz im Vordergrund stehen (vgl. Holly 2013); insofern Schriftzeichen betroffen sind, wird ihrer Materialität besondere Bedeutung beigemessen (Stichworte: Textdesign, Texte als Sehflächen, Bildlinguistik). Diese Fokussierung der Visualität ist nicht nur vor dem Hintergrund von *Multimedialität* erstaunlich, sondern auch insofern, als die wesentliche Neuerung des 20. Jahrhunderts in den *audiovisuellen* Medien besteht, während die Kombination von Text und Bild und auch die aufwendige Gestaltung von Schriftzeichen den Beginn der (deutschen) Schrifttexttradition kennzeichnet. Was das rein Sprachliche angeht, so sind schon im ‚alten‘ Medium Fernsehen nicht selten Gesprochenes, Geschriebenes und Gebärdetes gleichzeitig wahrnehmbar. Die Bedeutung dieser Kombination ist im 21. Jahrhundert keineswegs zurückgegangen: Die digitalen Medien integrieren die beiden Grundformen und bieten zusätzliche Möglichkeiten.

Die technischen Entwicklungen im Medienbereich haben aber auch eine Vielzahl von Änderungen in der Textwelt mit sich gebracht, die andere Aspekte der Dimension ‚situativer Kontext‘ betreffen als die Medialität (vgl. Schmitz 2015; Dürscheid/Frick 2016). Dazu gehört, dass der Zugang zum öffentlichen Raum, der früher weitgehend professionellen Akteuren vorbehalten war, sich ‚demokratisiert‘ und dabei auch die Grenze zwischen privater und öffentlicher Sphäre zunehmend verwischt. Die Menge der Schrifttexte, die Menschen rezipieren und produzieren, ist enorm angewachsen. Allgemein zugänglich sind damit jetzt auch mehr denn je schriftliche Äußerungen, die nur für den Augenblick gedacht sind und/oder den für Schriftsprache und öffentliche Kommunikation geltenden Normen nicht entsprechen (wollen). Viel untersucht ist die quasi-synchrone Interaktivität im schriftlichen Medium, die eine besondere Nähe zu Gesprächen aufweist. Kein eigentliches Vorbild in der vordigitalen Welt hat die Vielzahl von (spontanen oder erbetenen) öffentlich zugänglichen Evaluationen aller möglichen Waren und Dienstleistungen. Teilweise sind sie standardisiert wie andere Prozipiententexte, d.h. solche, in denen der Rezipient auch die Produktionsrolle einnimmt (Fragebögen, Formulare usw.).

Im Bereich institutioneller Kommunikation steht der eben erwähnten normfernen Schriftlichkeit zunächst die Tendenz zu sehr komplexen Formulierungen gegenüber (Verwaltungssprache), inzwischen aber das Bemühen um adressatengerechte(re) Angebote bis hin zu Texten in sog. Leichter Sprache (einen guten Überblick über das Gesamtfeld gewähren Bock et al. 2017). Das Ziel der barrierefreien Kommunikation hat zu Verfahren der (automatisierten) Umsetzung von Gesprochenem in Schriftliches (oder andersherum), Gebärdetes sowie der leichten Manipulierbarkeit der materiellen Gestalt geführt. Insgesamt muss die Technik inzwischen als zusätzliche Instanz bei der Produktion, Rezeption und Distribution von Texten behandelt werden (vgl. Adamzik 2016: 4.3.4.).

#### **4. Vernetztheit**

Hatte schon die theoretische Diskussion als Desiderat ausgemacht, Texte/Textsorten nicht nur zu klassifizieren, sondern in ihrem Zusammenspiel zu untersuchen, so ‚materialisiert sich‘ die Vernetztheit in der digitalen Welt durch die Omnipräsenz von Links. Mit den Hypertexten sind auch die alten Vorstellungen von Texten als begrenzten Folgen von Sprachzeichen (Abgeschlossenheit und Linearität) erschüttert worden.

Das ändert freilich nichts daran, dass Produktion und Rezeption (vgl. HSK 16: Kap. VII) immer noch fundamental in der Zeit ablaufende Vorgänge sind. Die technischen Neuerungen machen es möglich, diese ungleich präziser zu erfassen, als es früher möglich war. So hat sich als Spezialdisziplin die Schreibforschung mit einer Fachgesellschaft und Fachzeitschriften

institutionalisiert (vgl. [www.schreibdidaktik.de](http://www.schreibdidaktik.de)), was nicht zuletzt auf die Bedeutung dieser Bereiche für die (Hochschul-)Didaktik zurückzuführen ist. Noch stärker ausgebaut ist der didaktische Zweig der Leseforschung ([www.euread.com](http://www.euread.com)). Für die Forschung spielt die digitale Technik eine besondere Rolle, weil man jetzt auf Instrumente zur Aufzeichnung von Aktivitäten bei der Benutzung von Computerprogrammen und von Blickbewegungen zurückgreifen kann (vgl. Rautenberg/Schneider 2015). Das führt auch dazu, dass an die Seite der Sprecherperspektive, die besonders sprechakttheoretische Ansätze prägt, die Rezipientenperspektive bzw. die Perspektive verschiedener Beteiligter rückt.

Während technisch aufgezeichnete Prozesse der Produktion, Rezeption sowie der Interaktion von Kleingruppen (Videoaufnahmen) nur einen eng beschränkten Umfang haben können, muss man Perspektiven und Methoden ändern, wenn es um übergeordnete gesellschaftliche Kommunikationsprozesse geht (vgl. dazu v.a. Wichter 2011). Dazu bietet es sich an, auf Arbeiten von Josef Klein zurückzugreifen, der in den frühen 1990er Jahren wohl zum ersten Mal die Berücksichtigung von Textsortenvernetzungen nachdrücklich angemahnt hat. Er behandelt politische Texte, speziell Gesetze, denen er (vgl. z.B. 2000) später noch solche aus anderen Kommunikationsbereichen an die Seite gestellt hat.

Gesetze kommen wie viele andere institutionelle Textsorten in einem extrem langen Prozess zustande, da sehr viele Instanzen (in jeweils speziellen Rollen mit immer nur eingeschränkten Handlungsmöglichkeiten) an ihrer Herstellung beteiligt sind. Wir haben es also nicht nur mit zeitlich und räumlich versetzter Produktion und Rezeption zu tun, sondern schon mit einem zerdehnten Produktionsprozess.

Das Verfahren, nach dem Gesetze erstellt werden, ist streng reglementiert und in Metatexten festgelegt. Es umfasst eine Vielzahl von schriftlichen und mündlichen Komponenten (u.a. Gesetzesentwurf und Veröffentlichung im Bundesgesetzblatt bzw. Diskussionen in Ausschüssen und Lesungen im Parlament). Das Ganze bildet ein festes Muster, eine ‚Textsortenkette‘. Abgesehen davon, dass sich die einzelnen Texte und Gespräche alle auf denselben im Entstehen befindlichen Text beziehen, diesen eben erst hervorbringen, ist er (später) auch noch mit vielen anderen vernetzt: mit anderen Gesetzen, Ausführungsbestimmungen, Bescheiden, die sich auf einzelne Bestimmungen aus dem Gesetz beziehen, Gesetzeskommentaren usw.

Die Kommunikationsbereiche Politik und Recht sind aber auch mit anderen verbunden. Besonders wichtig sind die Massenmedien, da diese dafür sorgen, dass der ganze Prozess zu einem öffentlichen wird. Die Berichterstattung zu einzelnen Phasen eines Gesetzgebungsverfahrens kombiniert wiederum verschiedene Textsorten und Kommunikationsformen, etwa mündliche und schriftliche Stellungnahmen, Erklärgrafiken, Interviews, Kommentare, Karikaturen usw. Ebenso wichtig ist aber der Kommunikationsbereich des Alltags, denn Öffentlichkeit besteht darin, dass die Rezipienten der Medienkommunikate diese nicht als Individuen einfach zur Kenntnis nehmen, sondern über diese (und auch den Gesetzestext) selbst kommunizieren, in der Familie, am Arbeitsplatz, am Stammtisch, auf Informationsveranstaltungen oder auch Demonstrationen für oder gegen umstrittene Vorhaben usw. Die sog. sozialen Medien haben diese Beteiligung der ‚kleinen Leute‘ potenziert (vgl. Schmidt 2018).

Die hier grob skizzierten thematisch zusammenhängenden Kommunikate werden gewöhnlich als Gegenstand der Diskurslinguistik behandelt. Diese Subdisziplin tritt wiederum in unterschiedlichen Ausrichtungen auf, u.a. einer, die sich als (gesellschafts)kritisch versteht, und einer, die die Beschreibung in den Vordergrund stellt und selbst nicht in den politischen Prozess eingreifen möchte (vgl. Spitzmüller/Warnke 2011: Kap. 2.2; Niehr 2014: Kap. 3.5). Damit ist zugleich gesagt, dass es der Diskurslinguistik vorrangig um brisante,

gesellschaftlich kontrovers behandelte Themen geht. Das ist eine Spezialität gegenüber der Textlinguistik, aber selbstverständlich gibt es zwischen beiden auch einen großen Überschneidungsbereich, denn das Material von Diskursanalysen besteht aus Texten bzw. Kommunikaten.

Das Prinzip der Vernetztheit gilt aber auch für alle anderen Texte, sie sind grundsätzlich in umfassendere gesellschaftliche Prozesse eingebunden, kein Text steht für sich allein. Diesem Tatbestand hat man traditionell durch die Vorstellung gerecht zu werden versucht, dass jeder Text eine bestimmte Textsorte repräsentiere (vgl. Brinker u.a. 2014: 133). Diese Annahme erweist sich allerdings als problematisch: Der Ausdruck *Textsorte* ist extrem polysem und wird häufig in einer völlig unspezifischen Lesart verwendet, nämlich für Gruppen von Texten, die irgendein gemeinsames Merkmal aufweisen. In diesem Fall ist die Annahme trivial und ohne jedes Interesse. Sie besagt dann nämlich nur, dass man jedes Kommunikat unter verschiedenen Gesichtspunkten kategorisieren kann: schriftlich, Brief, Privatkommunikation, Unikat, normorientiert usw.

Es gibt aber auch diverse spezifische Lesarten, die allerdings nur in Expertengruppen eine gewisse Verbindlichkeit genießen. Die am weitesten verbreitete von ihnen spricht von *Textsorten* nur, wenn Texte Übereinstimmungen in mehreren Dimensionen zugleich aufweisen, nämlich „kontextuellen (situativen), kommunikativ-funktionalen und strukturellen (grammatischen und thematischen) Merkmalen“ (Brinker et al. 2014: 139; vgl. auch Abb. 1). In diesem Fall ist die Annahme offenkundig falsch, wenn sie sich auf Texte schlechthin bezieht: Erfasst werden damit nur stark standardisierte. Geeigneter ist es daher, den Standardisierungsgrad (im Sinne einer skalaren Größe) als spezielle Beschreibungskategorie zu verwenden, um den Umstand zu erfassen, dass Textsorten einen unterschiedlichen Variationsspielraum offenlassen (z.B. Bankauszüge oder Kaufverträge gegenüber wirtschaftswissenschaftlichen Lehrbüchern oder Leitartikeln).

Die Diskursanalyse behandelt bestimmte Mengen von Texten, die thematisch verbunden sind. Das sind aber z.B. auch solche, die die Biografie einer Person betreffen (u.a. Lebenslauf, Laudatio, Nachruf, Lexikonartikel). Auf besonderes Interesse gestoßen sind immer Texte mit der gleichen Funktion. Ein beliebtes Beispiel auf niedrigem Abstraktionsniveau stellen Gebrauchsanweisungen dar. Solche ähneln einander aber allenfalls sehr stark, insofern es sich eben um Gebrauchsanweisungen handelt, sie unterscheiden sich aber auch massiv voneinander, wenn es um ganz verschiedene Gegenstände geht (z.B. ein Haarpflegemittel gegenüber einem Smartphone). Man sollte also die aus der Funktion sich ergebenden sprachlichen Mittel von den thematisch bedingten unterscheiden.

Auch Kommunikationsbereiche und Eigenschaften von Sender und Empfänger konstituieren relevante Netze: So umfassen Zeitungen z.B. viele verschiedene Bestandteile und lassen sich als ‚Textsammlungen‘, genauer als ‚serielle Textkonglomerate‘ charakterisieren. Der redaktionelle Teil (journalistische Texte) bildet – gegenüber Inseraten, Werbung und Leserbriefen – eine eigenständige Größe. Er kann neben den üblichen Rubriken auch spezielle Seiten für Kinder umfassen, die dann wieder (z.T. explizit) mit sonstigen Texten für Kinder vernetzt sind. Die spezifische Kombination und der jeweilige Umfang der von den verschiedenen Produzentengruppen erstellten Teile konstituieren Untertypen von Zeitungen. Ferner gewinnt ein einzelnes Presseorgan durch die jeweilige Auswahl, den Umfang sowie die Platzierung und Gestaltung der Komponenten ein eigenes Gesicht. Ein Unterschied zwischen Print- und Online-Ausgaben derselben Zeitung besteht darin, dass die Redaktion im ersten Fall aus den Leserbriefen auswählt und diese auch kürzt und bearbeitet, während im zweiten Fall viel weniger gefiltert wird, so dass die Leserkommentare den Umfang des

Bezugsartikels um ein Vielfaches überschreiten können. Sie variieren auch sprachlich viel stärker, obwohl es sich um dieselbe Textsorte und dasselbe Thema handelt.

Zu den besonders einschneidenden Änderungen des digital bestimmten Alltags gegenüber der Offline-Welt gehört die Möglichkeit, Alltagsgeschäfte im Internet zu erledigen. Auch hier erweist es sich als inadäquat, dies strikt gegen (fern)mündliche und schriftliche Interaktionen abzugrenzen, weil alle Kommunikationsformen heutzutage regelmäßig im Sinne von Alternativen für die Kontaktaufnahme bei einem Problem angeboten werden; sie stehen also in paradigmatischer Relation zueinander: *Für häufig auftretende Probleme konsultieren Sie bitte: Link auf FAQ; Sie können uns aber auch eine E-Mail schreiben (Link zum Formular); Telefonisch erreichen Sie uns unter der Nr. ... von ... bis ...; Unsere Geschäftsstelle ist zu folgenden Zeiten geöffnet: ...*

Den stärksten Gegensatz wird man wohl intuitiv zwischen Alltagsgesprächen und solchen Texten sehen, die zum Kulturerbe zählen, die also einen sehr hohen Überlieferungswert haben. Die ersten kann man analog zu Textsorten in Gesprächssorten einteilen, einen speziellen Ausdruck dafür stellt der Begriff ‚kommunikative Gattungen‘ dar. Er ist in der Gesprächsanalyse gängig, die sich oft recht entschieden gegen die Textlinguistik abgrenzt. In beiden Fällen ist die Grundvorstellung jedoch, dass es um überlieferte Muster geht, die der Lösung wiederkehrender kommunikativer Aufgaben oder Probleme dienen.

Damit können wir wieder anschließen an ältere Debatten um den Textbegriff: Gegen die Beschränkung auf Schriftlichkeit wurde nämlich schon früh eingewandt, dass diese auf orale Kulturen nicht passt und ersetzt werden sollte durch ein anderes Kriterium, um gleichwohl eine gewisse Eingrenzung vorzunehmen. Dieses Kriterium besagt, dass Texte zur Überlieferung gedacht sind, bewahrt werden sollen, dass ihre Bedeutung also die Flüchtigkeit des Augenblicks überdauert (vgl. Adamzik 2016: 81f.). Als besonders gute Beispiele dafür gelten einerseits Formen der *oral poetry*, also Märchen, Fabeln, Sprichwörter usw., andererseits rituelle Texte (Gebete, Beschwörungsformeln usw.).

## 5. Virtuelle Elemente auf der Textebene

Wenn Texte zur Überlieferung gedacht sind, bezieht sich das offenbar auf die Intention des Produzenten oder von Akteuren, die in seinem Sinne handeln oder zu handeln meinen. Eine andere Frage ist, ob die Rezipienten, das Publikum, diese Intention auch akzeptieren und den Text tatsächlich tradieren. Insofern beruht Überlieferung auf den ‚Intentionen‘ eines Kollektivs, genauer gesagt auf einer Unzahl relativ unscheinbarer Einzelentscheidungen, die nach einer gewissen Zeit als ‚Handlungen‘ eines Kollektivs bzw. als Wirken einer unsichtbaren Hand wahrgenommen werden. Dabei erscheint das Produkt oft selbst als ‚handelndes Subjekt‘: *Der Text übte großen Einfluss aus, wurde ein Bestseller, entwickelte sich zu einem Klassiker* usw. Ganz so wie kein Individuum allein eine Sprache um neue Wörter bereichern kann, auch wenn es noch so viele davon erfindet, sondern dazu eine Gemeinschaft sie aufnehmen, reproduzieren, zum Bestandteil eines kollektiv verbindlichen Wortschatzes machen muss (den man als System, *Langue*, rekonstruiert), geht auch nur ein Teil komplexerer sprachlicher Äußerungen ins kollektive Gedächtnis ein. Sie gewinnen auf diese Weise den Status von virtuellen Elementen und werden immer wieder neu materialisiert (*Parole*).

Entsprechend der Frage, in welcher konkreten Gestalt die Reaktualisierungen auftreten, lassen sich verschiedene Arten von Texten unterscheiden: Für die Reproduktion eines fixierten Wortlauts bieten sich rituelle Texte als Beispiel an. Denken wir an solche, die für die entsprechende Gemeinschaft einen hohen Identifikationswert haben und auch kollektiv

mündlich reproduziert werden (z.B. Gebete oder Gruppenlieder). Diese kollektive Performanz macht die Beständigkeit des Wortlauts zu einer notwendigen Eigenschaft.

Im Wortlaut fixierte und mnemotechnisch aufbereitete (gereimte) Sprüche kommen auch bei einem anderen kollektiven Problem, nämlich der Wissensvermittlung, zum Einsatz: Es gibt Merkverse, um sich z.B. historische Daten oder die Rektion von Präpositionen einzuprägen. Aus der Bearbeitung dieser gesellschaftlichen Aufgabe sind aber Schrifttexte nicht wegzudenken, als Prototyp mag man an Lehrbücher denken. Da das Vertrauen in den Nutzen, Texte wortwörtlich wiederholen zu können, (bei uns) massiv zurückgegangen ist, sollen diese nicht auswendig gelernt werden, vielmehr soll man die Inhalte in eigenen Worten wiedergeben können, und zwar nicht zuletzt im Unterrichts- oder Prüfungsgespräch. Um die Aneignung der Inhalte zu erleichtern, werden sie heute oft grafisch aufbereitet, die wichtigsten Elemente farblich hervorgehoben, in einer Randleiste wiederholt, umgesetzt in Schemata, bildgestützte Kapitelzusammenfassungen, Zeitleisten mit ikonischen Elementen usw. Die verschiedenen Kommunikationsformen werden kombiniert, weil sie einem gemeinsamen Zweck dienen: der Lösung einer ziemlich anspruchsvollen Aufgabe.

Dennoch geht es in Textfächern nach wie vor darum, Texte zu tradieren, wenigstens das Wichtigste davon, den Inhalt, aber auch Kernstellen oder zentrale Formulierungen, die dann als Zitate erscheinen. Lehrbücher zu Sachfächern dagegen tradieren eigentlich gar keine Texte, sondern Informationen zu Tatbeständen, Sachverhalten, Geschehnissen, Theorien usw., abstrakt gesprochen: Propositionen und Propositionskomplexe. Irgendwie müssen diese aber doch (auch) sprachlich gefasst werden, und zwar in jedem Lehrbuch wieder neu, sofern nicht eine bestimmte textuelle Version (auch) selbst tradiert wird.

Nimmt man nun diese Beispiele alle zusammen, so lässt sich ein breiter Fächer von Überlieferungsarten rekonstruieren. Dabei ist es unumgänglich, der Betrachtungsweise, die sich auf die Form konzentriert, eine am Inhalt orientierte an die Seite zu stellen: (Fließ-)Texte sind formal Folgen von Sätzen, inhaltlich dagegen Komplexe von Propositionen. Ansätze, die dies in den Vordergrund stellen, ‚entsprachlichen‘ zunächst den Text und setzen ihn in prädikatenlogische Formeln, Strukturbäume oder Netzwerke um (so z.B. van Dijk 1980: 43 und de Beaugrande/Dressler 1981: 105ff.; vgl. dazu Adamzik 2016: 6.5.). Solche Formalisierungen sind im vorliegenden Zusammenhang deswegen interessant, weil sie Propositionskomplexe so weit als möglich von ihrer Einzelsprachlichkeit ‚befreien‘ und damit Größen rekonstruieren, die eine besonders abstrakte virtuelle Schicht betreffen und im größten Gegensatz zu den wortwörtlich tradierten Texten stehen. Konkret sind allerdings nur sehr wenige (immer sehr kurze) Texte auf diese Art bearbeitet worden, und zwar aus gutem Grund: Entsprechende Vorschläge können nur der Demonstration/Illustration einer theoretischen Möglichkeit dienen; für praktische Zwecke stellen sie keine ernsthafte Alternative zu Top-down-Analysen (Zusammenfassungen, Strukturschemata usw.) dar. Diese als übereinzelsprachlich gedachten reinen Inhaltskomplexe existieren materiell nur in Form wissenschaftlicher Rekonstruktionsversuche. Als virtuelle Einheiten (einer sehr viel abstrakteren Stufe als der des Wortlauts) sind sie allerdings Bestandteile eines nicht an Einzelsprachen gebundenen kollektiven Gedächtnisses. Realisierte verschiedensprachige Versionen entsprechen sich auch inhaltlich nie exakt – das ist das Kardinalproblem von Übersetzern. Sie sind einander aber hinreichend ähnlich, um als Versionen desselben Textes zu gelten.

Die Bedeutung der kommunikativen Praktik des Übersetzens für die Überlieferung virtueller Texte über Sprachgrenzen hinweg geht keineswegs zurück. Dies verdeutlicht, dass unter Tradierungsaspekten die exakte Übereinstimmung verschiedener Versionen eines Textes gar nicht das Entscheidende ist. Es ist vielmehr die hinreichende Übereinstimmung, die zählt; sie gewährleistet, dass eine Parole-Einheit als Repräsentant derselben virtuellen Einheit (wieder-)

erkennbar ist. Ins kollektive Gedächtnis gehen Texte durch Reaktualisierungen ein. Das gilt auch für den Prototyp von Schrifttexten, die man als ganz individuelle Kreationen etwa von Künstlern betrachtet. Auch Produkte der Hochkultur werden aber erst von Kollektiven zu solchen gemacht. Und zwar indem man sie immer wieder liest, druckt, neu auflegt, (behutsam) modernisiert und (stillschweigend) der Sprachentwicklung anpasst, übersetzt, zitiert, parodiert, in Anthologien (auszugsweise) aufnimmt, vertont oder musikalisch unterlegt, illustriert, verfilmt, interpretiert, kommentiert, in Werk- und Motivlexika erwähnt usw. – kurz: indem man sie durch die verschiedensten Arten der Reaktualisierung oder der Erinnerung an sie im kollektiven Gedächtnis bzw. dem Gedächtnis irgendwelcher Kollektive bewahrt.

Es gibt natürlich auch Texte – dies dürfte sogar die große Mehrheit sein –, die diese Hürde nicht nehmen, unzählige (vielleicht tatsächlich) verkannte Genies, Unmengen von wissenschaftlichen Beiträgen, die (außer den Gutachtern) nie jemand liest, geschweige denn zitiert.

Daneben steht zudem die Masse der (Gebrauchs-)Texte, die gar keinen Überlieferungswert beanspruchen, sondern deren Bedeutung sich darin erschöpft, einen Dienst bei der Lösung eines praktischen Alltagsproblems zu leisten. Handelt es sich um ein wiederkehrendes Problem, bilden sich Muster der Bearbeitung, Routinen, aus. Die Digitalisierung hat hier insofern eine einschneidende Veränderung bewirkt, als die Muster nicht nur als abstrakte Größen existieren, sondern in Form von elektronischen Vorlagen oder Masken, in die man die (neuen) Daten nur noch eintragen muss.

## Literatur

- Adamzik, Kirsten (2016): Textlinguistik. Grundlagen, Kontroversen, Perspektiven. Berlin/Boston.
- Antos, Gerd/Tietz, Heike (Hg.) (1997): Die Zukunft der Textlinguistik. Traditionen, Transformationen, Trends. Tübingen.
- Beaugrande, Robert-Alain de/Dressler, Wolfgang Ulrich (1981): Einführung in die Textlinguistik. Tübingen.
- Bock, Bettina M./Fix, Ulla/Lange, Daisy (Hg.) (2017): „Leichte Sprache“ im Spiegel theoretischer und angewandter Forschung. Berlin.
- Brinker, Klaus (<sup>1</sup>1985, <sup>7</sup>2010): Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden. Berlin.
- Brinker, Klaus/Antos, Gerd/Heinemann, Wolfgang/Sager, Sven F. (Hg.) (2000/01): Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. Berlin/New York, 2 Bde.
- Brinker, Klaus/Cölfen, Hermann/Pappert, Steffen (2014): Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden. Berlin.
- Dijk, Teun A. van (1980): Textwissenschaft. Eine interdisziplinäre Einführung. München.
- Dürscheid, Christa/Frick, Karina (2016): Schreiben digital. Wie das Internet unsere Alltagskommunikation verändert. Stuttgart.
- Dressler, Wolfgang (1972): Einführung in die Textlinguistik. Tübingen.
- Feilke, Helmuth (2000): Die pragmatische Wende in der Textlinguistik. In: Brinker et al. (2000/01), 64–82.

- Fix, Ulla (2009): Stand und Entwicklungstendenzen der Textlinguistik (I/II). In: *Deutsch als Fremdsprache* 46, 11–20; 74–85.
- Fix, Ulla/Gardt, Andreas/Knape, Joachim (Hg.) (2008/09): *Rhetorik und Stilistik. Ein internationales Handbuch historischer und systematischer Forschung*. Berlin/New York, 2 Bde.
- Fix, Ulla/Poethe, Hannelore/Yos, Gabriele (2001): *Textlinguistik und Stilistik für Einsteiger. Ein Lehr- und Arbeitsbuch*. Frankfurt a.M. u.a.
- Gülich Elisabeth/Raible Wolfgang (Hg.) (1972): *Textsorten. Differenzierungskriterien aus linguistischer Sicht*. Frankfurt a.M.
- Habscheid, Stephan (2009): *Text und Diskurs*. Paderborn.
- Harweg, Roland (1968, <sup>2</sup>1979): *Pronomina und Textkonstitution*. München.
- Heinemann, Margot/Heinemann, Wolfgang (2002): *Grundlagen der Textlinguistik. Interaktion – Text – Diskurs*. Tübingen.
- Heinemann, Wolfgang (2000): *Textsorten. Zur Diskussion um Basisklassen des Kommunizierens*. In: Kirsten Adamzik (Hg.): *Textsorten. Reflexionen und Analysen*. Tübingen, 9–29.
- Heinemann, Wolfgang/Viehweger, Dieter (1991): *Textlinguistik. Eine Einführung*. Tübingen.
- Holly, Werner (Hg.) (2013): *Textualität – Visualität. Themenheft der Zeitschrift für germanistische Linguistik* 41, 1.
- Isenberg, Horst (1978): *Probleme der Texttypologie. Variation und Determination von Texttypen*. In: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Karl-Marx-Universität Leipzig. Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe* 27, 565–579.
- Jäger, Ludwig (2000): *Die Sprachvergessenheit der Medientheorie. Ein Plädoyer für das Medium Sprache*. In: Werner Kallmeyer (Hg.): *Sprache und neue Medien*. Berlin/New York, 9–30.
- Klein, Josef (2000): *Intertextualität, Geltungsmodus, Texthandlungsmuster. Drei vernachlässigte Kategorien der Textsortenforschung – exemplifiziert an politischen und medialen Textsorten*. In: Kirsten Adamzik (Hg.): *Textsorten. Reflexionen und Analysen*. Tübingen, 31–44.
- Niehr, Thomas (2014): *Einführung in die linguistische Diskursanalyse*. Darmstadt.
- Polenz, Peter von (1988): *Deutsche Satzsemantik. Grundbegriffe des Zwischen-den-Zeilen-Lesens*. Berlin/New York.
- Rautenberg, Ursula/Schneider, Ute (Hg.) (2015): *Lesen. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Berlin/Boston.
- Rolf, Eckard (1993): *Die Funktionen der Gebrauchstextsorten*. Berlin/New York.
- Sandig, Barbara (1972): *Zur Differenzierung gebrauchssprachlicher Textsorten im Deutschen*. In: Gülich/ Raible (1972), 113–124.
- Schmidt, Jan-Hinrik (2018): *Social Media*. Wiesbaden.
- Schmitz, Ulrich (2015): *Einführung in die Medienlinguistik*. Darmstadt.
- Spitzmüller, Jürgen/Warnke, Ingo (2011): *Diskurslinguistik. Eine Einführung in Theorien und Methoden der transtextuellen Sprachanalyse*. Berlin/Boston.

Werlich, Egon (1975): Typologie der Texte. Entwurf eines textlinguistischen Modells zur Grundlegung einer Textgrammatik. Heidelberg.

Wichter, Sigurd (2011): Kommunikationsreihen aus Gesprächen und Textkommunikaten. Zur Kommunikation in und zwischen Gesellschaften. Tübingen.

Wildgen, Wolfgang (2010): Die Sprachwissenschaft des 20. Jahrhundert. Versuch einer Bilanz. Berlin/New York.